

Erweiterungen als neue Lesart des Bestandes: Ein Speicher wird zum dreidimensionalen Labyrinth, ein kleines Straßenhaus zum Wohnlabor. Und in Zürich gerät eine Schulhausergänzung zu einer Hommage an die Architektur der sechziger Jahre.

Das Haus der Kuben

Umbau eines Speichers in Tomar: Embaixada Arquitectura
Kritik: Doris Kleilein Fotos: Daniel Malhão

Das Kulturzentrum in einem alten Getreidespeicher markiert den Übergang zwischen der Altstadt von Tomar und dem angrenzenden Revitalisierungsgebiet am Flussufer.

Lageplan im Maßstab 1:5000
Foto: Mercês Gomes

Weiß verputzt und auf das Wesentliche zurückgeführt, mit einer artigen Reihe von Fenstern und einem frisch gedeckten Satteldach, so steht das Kulturzentrum am Ufer des Nabão als das einzige renovierte Gebäude weit und breit und verrät zunächst nichts über sein expressionistisches Innenleben. Pur und ein wenig artifiziell wirkt es auf den Fotos, doch ist es gut integriert in den Alltag von Tomar, einer Kleinstadt, hundert Kilometer nördlich von Lissabon gelegen. Stehen die beiden großen, sich gegenüberliegenden Flügeltüren aus Glas an den Längsseiten des Gebäudes offen, gehen die Anwohner mit ihren Einkaufstaschen einmal quer durch das Haus. Auch die Touristen, die aufgrund des über der Stadt thronenden Christuskonventes aus dem 12. Jahrhundert, des größten Klosters Portugals, nach Tomar gekommen sind, betreten das Gebäude ohne Scheu und umrunden die scheinbar funktionslos von der Decke hängenden und aus dem Boden ragenden Kuben im Inneren – und das, obwohl keine Ausstellung gezeigt wird, die Bar geschlossen ist und die Außenanlagen noch nicht fertig sind. Die „Casa dos Cubos“ ist ein Haus, das offensichtlich nicht „bespielt“ werden muss, sondern trotz seiner Strenge auch bei Erwachsenen den Spieltrieb weckt.

Die junge Bürogemeinschaft Embaixada aus Lissabon (der Älteste der sieben Partner ist 31 Jahre alt) hatte 2003 den offenen Wettbewerb für die „Environmental Monitoring and Interpretation Offices“, kurz EMIO, in Tomar gewonnen. Ein leer stehendes Fabrikgebäude, ursprünglich der Getreidespeicher des Klosters, sollte zu einem, wie der Name verrät, Zentrum mit noch unklarer kultureller Nutzung umgebaut werden: Kommunale Räume für die Kunst waren unterzubringen, drei Ateliers für „Artists in residence“, aber auch Büroräume für Gruppen aus dem umweltpolitischen und soziokulturellen Bereich. Der Wettbewerb war finanziert aus dem landesweiten, mit EU-Geldern unterstützten Programm POLIS zur Revitalisierung von historischen Innenstädten, mit dessen Hilfe die 20.000-Einwohner-Stadt seit einigen Jahren ihr Zentrum auffrischt. Gegenüber, auf der anderen Flussseite, wird die städtische Markthalle neu gebaut, diesseits eine Uferpromenade und ein Park, das kleinteilige Wohnviertel wird saniert. Das Kulturzentrum markiert den Übergang von der Altstadt zu diesem Entwicklungsgebiet.

Von dem zweigeschossigen Bestandsgebäude, vierzig Meter lang und zwanzig Meter breit, blieb nur die Hülle, es

wurde bis auf die Außenwände und das Dach entkernt. In die dadurch entstandene Halle eingebaut, beinahe hineingepresst, haben die Architekten eine über drei Geschosse bis unter das Dach wuchernde Struktur von miteinander verbundenen dunkelgrauen Kuben. In den Kuben wiederum, die über drei separate schmale Treppen (eine von der Straße, eine vom Ufer und eine von der Ausstellungsfläche) betreten werden können, finden sich kleine, intime, vollständig von weißen Flächen umfasste Räume, die jeweils bis an die bestehenden Außenfenster herangeführt sind. Um diese Kuben herum wickelt sich ein öffentlicher Raum für Ausstellungen und Veranstaltungen, der die Restfläche zwischen der Kubenstruktur und der Außenhülle einnimmt; ein großer Raum, der sich weitet und verengt, rechtwinklig und schräg ist, niedrig und haushoch. Die Artikulation der öffentlichen und privaten Bereiche des Gebäudes liest sich wie eine architektonische Parabel: Die individuell geformten und vom Boden abgehobenen privaten Räume bilden die Anatomie des Innenraumes; der öffentliche Raum besteht aus dem, was die privaten Räume übrig lassen. Er schmiegt sich um die dunklen Kuben, geprägt von ihrer rätselhaften, fast drückenden Präsenz.



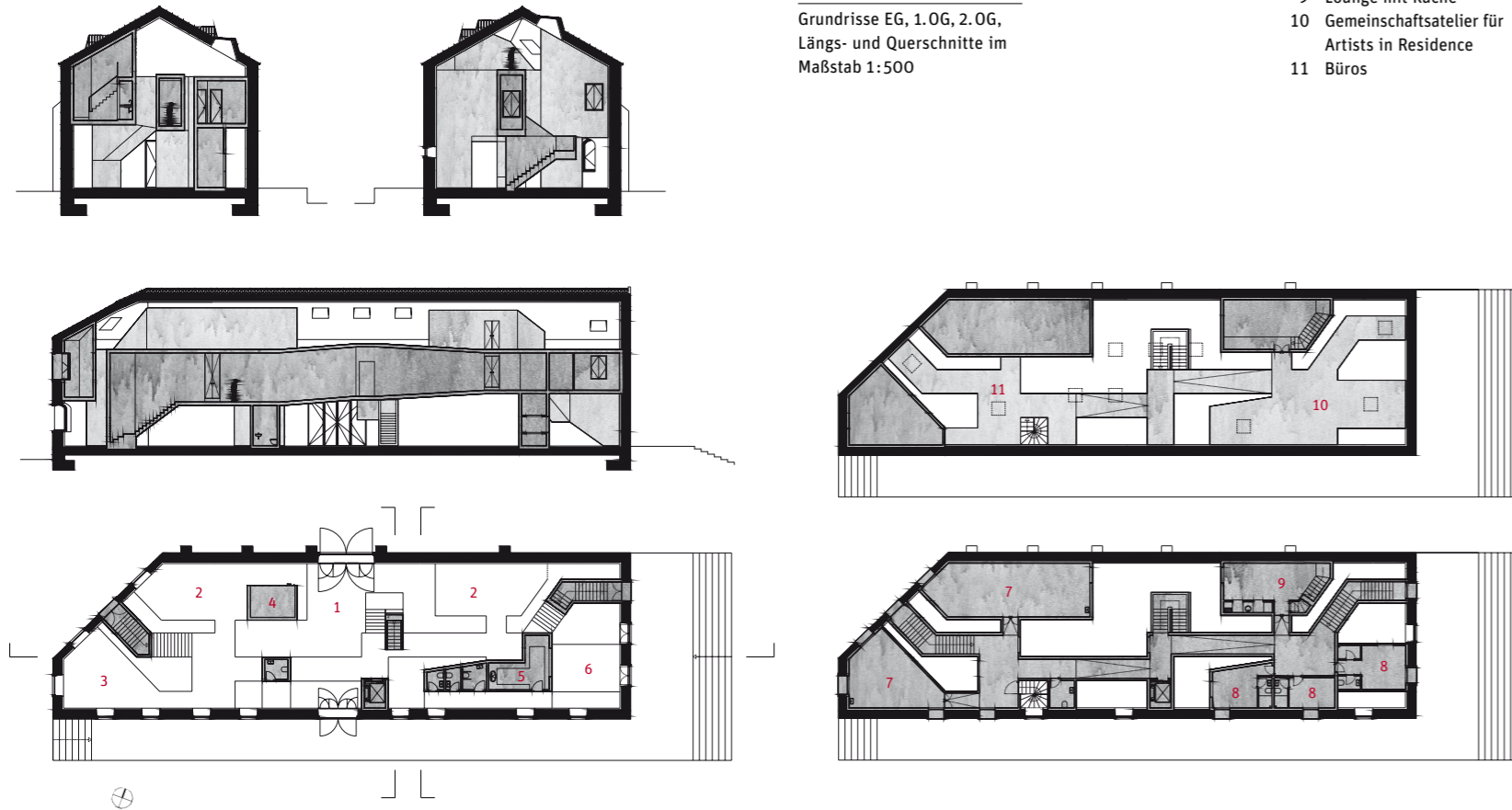
- 1 Environmental Monitoring and Interpretation Offices
- 2 Ponte Nova
- 3 Städtische Markthalle
- 4 Neue Uferpromenade
- 5 Sanierungsgebiet
- 6 Neues Wehr
- 7 Flusspark





Drei Treppen und ein Aufzug führen auf die erste Ebene: oben links die Innentreppe, rechts die Treppe zur Straße.

Grundrisse EG, 1.OG, 2.OG, Längs- und Querschnitte im Maßstab 1:500



Architekten

Embaixada, Lissabon
Albuquerque Goinhas,
Augusto Marcelino, Cristina
Mendonca, Nuno Griff,
Luis Baptista, Pedro Patrício,
Sofia Antunes

Tragwerksplanung

PFV Engenharia – Pedro
Viegas

Brandschutz

Ana Salomé

Bauherr

Tomarpolis

- 1 Eingangshalle
- 2 Ausstellungfläche
- 3 Internetcafé
- 4 Lager
- 5 Küche
- 6 Bar
- 7 Seminarraum Seniorenakademie
- 8 Künstlerwohnungen (als Büros genutzt)
- 9 Lounge mit Küche
- 10 Gemeinschaftsatelier für Artists in Residence
- 11 Büros





Die Dachflächen der Kuben haben inzwischen Geländer und werden als Büros und Besprechungsräume genutzt. Das Innere ist in Weiß getaucht. Rechts die Modelle der beiden EMIO-Entwürfe: oben für Tomar, unten für Guarda, wo die Architekten ebenfalls mit einer räumlichen Inversion gearbeitet haben.

Vorläufer für das unorthodoxe Raumkonzept ist der Entwurf für ein weiteres „EMIO“ im portugiesischen Guarda, mit dem die Architekten bereits 2001 den entsprechenden Wettbewerb gewonnen hatten (und der nun als Firmensitz, nicht als Kulturzentrum realisiert wird). Die Ruinen einiger Wohnhäuser, die in einer lockeren Gruppe im Park stehen, sollen nicht saniert und mit Dach und Fenstern versehen, sondern durch eine räumliche Inversion zu Innenhöfen gemacht werden, umgeben von einer Promenade von Ausstellungsräumen, die Fassaden zum Park sind vollständig geschlossen. In Tomar, so scheint es, wurde diese Promenade nun in das Haus verlegt und in der Vertikale erweitert, die Begrenzungen des Altbaus fast widerstrebend akzeptierend.

Konstruktiv ist der Einbau denn auch viel weniger entschieden ausformuliert als das Konzept. Die Kuben hängen zum Teil an der Wand, zum Teil stehen sie auf dem Boden. Durch eine wilde Mischkonstruktion aus Stahlrahmen mit Mauerwerksausfachung und Ortbeton haben die Architekten versucht, die statischen Anforderungen in den Griff zu bekommen. Besonders deutlich wird die pragmatische Haltung an der Innentreppe, die ursprünglich ohne Wangen in den ers-

ten Stock hätte führen sollen. Da aber noch eine weitere stützende Wand für den darüber hängenden Kubus nötig war, wird die Treppe nun von zwei Wandscheiben eingefasst: Die eine geht bis an die Decke, die andere hört wenige Zentimeter darunter auf; ein Detail, das dem Betrachter Rätsel aufgibt. An anderen Stellen schert sich das Neue wenig um vorgefundene Proportionen: Die dunklen Kuben reichen zum Teil brutal nah an die Fenster im Erdgeschoss heran. Bei aller Verspieltheit hat der dominante Einbau mitunter etwas Gehässiges, er macht sich breit und missachtet das Vorgefundene bei vollem Bewusstsein.

Von einer „Verschmutzung“ des Innenraums sprechen daher auch die Architekten. Im Gegensatz zu dem glänzenden weißen Epoxidharzboden und den eleganten grauen Stahlrahmen in der Fassade des Altbaus ist die Oberfläche des Einbaus tatsächlich grob ausgeführt. Um dem klassischen Bild gleichmäßig verputzter Kuben zu entkommen, haben die Architekten das halb-transparente Finish (Acrylharz, gemischt mit dunkelgrauem Pigment und reflektierenden Glaskügelchen) verlaufend und unregelmäßig auftragen lassen und haben sogar selbst mit Hand angelegt – ein Effekt, der dem Ganzen



etwas Dilettantisches gibt. Dennoch ist es gerade die Sperrigkeit, die den Charme des Erstlings ausmacht. Die Architekten haben nicht nur gestrichen, sondern zum Teil auch selbst gebaut: die Durchreiche von der Küche zur Bar etwa, eine große Klappe, die sich mittels eines federnden Gelenks aus dem örtlichen LKW-Ersatzteile-Handel mit einer Hand öffnen lässt.

Die neue Struktur, so sehr sie aneckt, bietet eine Vielfalt an Räumen mit unterschiedlichen Atmosphären. Und sie hat bereits bewiesen, dass sie auch das Provisorische aushält. Bei meinem Besuch Ende letzten Jahres waren die ersten Nutzer gerade eingezogen – und mit ihnen Geländer aus Textilnetzen auf dem Dach der Kuben als Absturzsicherung. Die pure Form kam ebenso schnell abhanden wie die ehrgeizigen Pläne der Stadtverwaltung: Die Ateliers wurden nicht an Künstler vergeben, das Kulturreferat selbst hat sie in Beschlag genommen und die Redaktion seines Veranstaltungsmagazins dort untergebracht. Die Mitarbeiter können sich nun auch duschen, aufs Bürobett legen und in der Pause die kleine Treppe hinunter zur Bar und zur Flussterrasse gehen. Die Beamten in Brüssel, die einen Großteil der Bausumme von 452.000 Euro bewilligt haben, wären neidisch ob dieser mönchischen Büroateliers.

